

Karl Otto Mühl · Mein Leben als Greis

Karl Otto Mühl wurde am 16.2.1923 in Nürnberg geboren. 1929 folgte der Umzug der Familie nach Wuppertal. Dort Ausbildung zum Industriekaufmann. 1941 Kriegsdienst in Afrika, Gefangenschaft in Ägypten, Südafrika, USA, England. Im Februar 1947 Rückkehr nach Wuppertal, wo er sich der Künstlergruppe »Der Turm« anschließt, der auch Paul Pörtner angehört. Erste Kurzgeschichten werden 1947/48 veröffentlicht. Am Carl-Duisberg-Gymnasium holt er 1948 das Abitur nach, danach Werbe- und Verkaufsleiter in Maschinen- und Metallwarenfabriken. Erst in der Mitte der 60er Jahre gelingt es ihm wieder, kontinuierlich zu schreiben. Zwischen 1964 und 1969 entsteht der Roman »Siebenschläfer« (veröffentlicht 1975). Mit den Theaterstücken »Rheinpromenade«, »Kur in Bad Wiessee«, »Die Reise der alten Männer« gelingt ihm der Durchbruch. Seitdem veröffentlichte Karl Otto Mühl dreizehn Theaterstücke, zahlreiche Fernsehfilme, Hörspiele und Romane. Die Stadt Wuppertal verlieh ihm 1975 den Eduard-von-der-Heydt-Preis.

Im NordPark Verlag erschienen bisher die Gedichtbände »Inmitten der Rätsel« und »Lass uns nie erwachen«, die Aphorismensammlungen »Geklopfte Sprüche« und »Machen wir uns nichts vor«, die Neuauflage des Romans »Siebenschläfer«, die Gedichte und Lieder aus dem Theaterstück »Das Privileg«, die Romane »Nackte Hunde«, »Hungrige Könige« und »Alte Soldaten« und die Geschichtensammlungen »Stehcafé«, »Die Erfindung des Augenblicks«, »Totenwache« und »Funkenflug«.

Karl Otto Mühl

# Mein Leben als Greis

Teil der bewegten Welt

Mit einem Vorwort von Patrick Gurriss



NORDPARK

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe  
2023

© Dagmar Mühl

© NordPark Verlag, Wuppertal  
und Radevormwald

Lektorat: Patrick Gurriss

Umschlagfoto: Torsten Krug

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt

Gesetzt in der Sabon

ISBN 978-3-943940-77-0

NordPark Verlag · Honsberger Str. 32A ·  
42477 Radevormwald

*[www.nordpark-verlag.de](http://www.nordpark-verlag.de)*

Mein Leben als Greis



## VORWORT

Vor ein paar Jahren, als Karl Otto noch zu den Vollversammlungen des Verlags der Autoren nach Frankfurt fuhr, stand ich mit ihm und ein paar Kollegen in der Mittagspause draußen und wir unterhielten uns. Gerade hatte jemand im Plenum den Vorschlag gemacht, man könne doch unter dem Dach des Verlags eine weitere Gruppe oder ein Komitee, jedenfalls eine Art Vereinigung gründen, zum Zwecke, dass Autoren mit anderen Autoren ihre Werke zum gegenseitigen Lesen und Anmerken tauschen. Also ›Feedback‹, konstruktive Kritik, ›writing is re-writing‹ und weitere Scheußlichkeiten dieses Berufs. Ich hielt nicht viel davon und fragte Michael (ich benutze jetzt auch mal ein Alias) nach seiner Meinung. Michael fand natürlich, das wäre doch eine tolle Idee, als Autor sei man ja oft ein Einzelkämpfer, betriebsblind, je mehr Meinungen, desto besser, wen solle man sonst fragen? Karl Otto blickte ihn kurz an und sagte in seiner freundlichverschmitzten Art »Hast Du keine Freunde?«

Das ist eine Anekdote, die ich gerne, und besonders gerne Autoren, erzähle... Leuten, die Karl Otto kannten, und jenen, die ihn nicht kannten, denn sie fasst ihn eigentlich ganz gut zusammen. Seinen schnellen Witz, sein Gespür für Timing und Dialog, seine Fähigkeit, die Schwachstelle von Meinungen und Argumenten bloßzustellen, ohne böse zu werden, und sie zeigt auch, auch welcher hohen Stellenwert Freundschaft in seinem Leben und Schaffen, untrennbar, hatte.

Ich bin sehr stolz, dass ich sein Freund sein durfte, und wenn auch die Initiative dazu nicht komplett von ihm ausging, so waren es doch zweifellos seine große Offenheit und Neugierde und Bereitschaft, Menschen unter seine Fittiche zu

nehmen, die dazu führten, dass so unterschiedliche Gemüter wie er und ich gute Freunde wurden. Karl Otto wurde 1923 geboren, ich 1972. Er musste in die Wehrmacht und war Kriegsgefangener, ich wurde ausgemustert. Karl Otto hat viele Jahre in der Industrie gearbeitet, ich bin direkt nach dem Studium Autor geworden. Er schrieb hauptsächlich für's Theater, ich für's Fernsehen. Und was verband uns dann? Dazu am Ende dieser Ausführungen ein kurzes Wort.

Dieses besondere Buch »Mein Leben als Greis« hat auch eine eher ungewöhnliche Entstehungsgeschichte. Ein paar Monate vor seinem Tod bat mich Karl Otto, das Manuskript hierzu (es war eine dicke Word-Datei) auf Indiskretionen und Doppelungen zu überprüfen. Er selbst konnte leider kaum noch sehen. Ich fand, ich wäre zunächst eine seltsame Wahl, denn ich kannte ihn ja nicht so lange wie die meisten anderen seiner Freunde, die außerdem zum Teil erfahrene und renommierte Schriftsteller waren. Andererseits fühlte ich mich geehrt und war zudem neugierig und legte los. Ich war leider noch nicht weit gekommen, als Karl Otto starb. Seine Frau Dagmar Mühl bat mich dann, die Arbeit fortzusetzen.

Angesichts der Fülle und Art der Aufzeichnungen – aus den Jahren 2014 bis 2018 ungefähr –, fühlte ich mich anfangs überfordert. Was war das überhaupt für ein Text? Manches las sich wie Tagebucheinträge, es gab kurze Prosastücke, Aphorismen und Gedanken, Lyrik und Erinnerungen. Zunächst dachte ich, ich müsste die Abschnitte ordnen, um den Text später in Kapitel oder Ähnlichem neu zu gliedern, und führte eine Strichliste. So und so viel Tagebuch, so und so viel Memoiren, so und so viel Stehcafé und so weiter. Bald merkte ich, dass das Buch in seiner Struktur genau so richtig war, wie es war. Das einzig ordnende Element ist eine mehr oder weniger stringente Chronologie. Das heißt aber nicht,



dass man das Buch von vorne bis hinten lesen muss. Man kann auch einfach eine Seite aufschlagen, sich überraschen lassen. Es hat etwas von einer persönlichen Unterhaltung mit Karl Otto. Und dass wir so was von ihm haben, ist ein großes Glück und ein gewisser Trost. Er bemerkt an einer Stelle »Ich habe schon längst beschlossen, keine Geschichten mehr zu schreiben. Ich finde alle gelesenen oder von mir erfundenen Geschichten langweiliger als das Leben selbst, das ich führe und das mir begegnet.« Doch nicht jeder kann aus dem Leben, das ihm begegnet, auch Kunst machen, die berührt. Nicht jeder kann so gut beobachten.

Strindberg hat wohl mal sinngemäß gesagt, ein Schriftsteller müsse wie ein Vampir seinen Freunden, seinen Nächsten und sich selbst das Blut aussaugen. Karl Otto würde dem wohl kaum zustimmen. Seine Beobachtungen und Schilderungen von Menschen, seien es Freunde, Bekannte, Familie oder zufällige Begegnungen, sind zwar sehr genau, treffend und tiefgründig, aber nie boshaft, zynisch oder entlarvend. Selbst als fortschreitende Blindheit, Krankheit und eingeschränkte Bewegungsfähigkeit ihn bisweilen, wie zu lesen ist, mutlos machten oder frustrierten, ist doch stets sein abgeklärter Optimismus und ein möglicherweise leicht verzweifelter Glaube an das Gute im Menschen spürbar. Und die Neugierde, was wohl nach all dem Erdenleben kommen könnte.

»Und dann bin ich bei meinem Dauerthema, dem Sterben. Ich schriebe zu viel darüber, hat jemand gesagt, aber ich kenne seinen Maßstab nicht. Bei mir ist das so, dass ich mich an den Gedanken gewöhnen möchte, aber ich weiß nicht, ob das möglich ist.«

Ich muss gestehen, beim Redigieren haben mich die häufigen Schilderungen von Krankheit und Tod doch manchmal deprimiert. Aber natürlich gehören die Auseinandersetzun-

gen damit zum Leben als Greis dazu. Auffällig ist die wiederholte Erwähnung eines Hamlet-Zitats. Ich hab es absichtlich an allen Stellen im Text belassen, denn es wird schon seinen Grund haben, warum es ihm oft durch den Sinn ging. Gewundert hat mich, dass ein bestimmtes Gedicht von Dylan Thomas keine Erwähnung fand, denn er hat mich ein paar Mal danach gefragt und wir haben darüber gesprochen: »Do not go gentle into that good night./Rage, rage against the dying of the light.« Möglicherweise lag zorniges Toben Karl Otto zu fern.

Eine Anekdote, die auch mehrmals im Text vorkommt, und die er persönlich oft gerne erzählte, handelt von dem berühmten Ausflug mit dem VW-Käfer, als nicht mehr ganz junger Mann, in den Teutoburger Wald. Er bekommt Herzkrämpfe; der Arzt verschreibt, Anstrengung und Erregung zu vermeiden, Spaziergänge. Es kommt zu einer Art Erweckungsmoment, »das Festhalten an Sorgen, Grübeleien, Gier, Ängsten« fällt von ihm ab. »Es war, als ob ich ein neuer Mensch geworden wäre, und es änderte mein ganzes Leben und Schreiben blitzartig.« Ich glaube, er konnte sich glücklich schätzen für diese Erfahrung, und das war ihm bewusst. Viele warten auf diesen Moment, auch mir ist er noch nicht begegnet.

Vielleicht fällt es mir deshalb schwer, die guten Ratschläge, die Karl Otto mir zum Schreiben gab (nur eine Stunde am Tag nach anständiger Arbeit, oder nur eine Seite am Stück, dann am nächsten Tag weiter), so recht zu beherzigen. Von Leichtigkeit in seiner Arbeit zu sprechen, wäre bestimmt vermessen; mir scheint es zeigt ein starkes Selbstverständnis als Autor, eine aus seiner Biographie und Persönlichkeit geborene Sicherheit. Ich mag auch irren, denn in andere Leute kann man ja schlecht reingucken. Bewundert habe ich

auf alle Fälle die Souveränität, mit der er als 80jähriger mit Internet, Computer und Handy umging. In seiner Jugend fuhren Pferdedroschken durch Wuppertal, dachte ich mir in meiner naiven Art, nun schickt er mir Emails. Und noch einmal ist die unablässige große, freundliche Neugierde zu erwähnen, auf Quantenphysik, Malerei, Menschen im Stehcafé. Diese Offenheit und, wichtiger, die Fähigkeit, Erlebtes, Gehörtes, Gespürtes durch treffende Worte zu vermitteln, das ist für mich das Wesentliche an diesem Buch. Und die Freundschaften.

Ich komme auch vor in diesem Buch, in einer kurzen Stelle, selbstverständlich mit einem anderen Namen. Es war nicht ganz einfach, das zum ersten Mal zu lesen, denn die Schilderung ist nicht vollkommen schmeichelhaft. So wie man manchmal in einer viel zu gut ausgeleuchteten Umkleidekabine steht und den scharfen Spiegel verflucht. Bin ich das? Wirklich? Meine Eitelkeit war verletzt. Aber dann las ich die Stelle noch einmal und bemerkte, er sprach von unserer Verbundenheit. Und da fühlte ich große Dankbarkeit für diesen Freund.

Patrick Gurriss, Münster



Schonungslos werde ich in diesem Buch über alle die Wahrheit sagen, über alles und jeden, aber nur fast alles über mich selbst.

Die schönen Mädchen, die vorbeiradeln, als ich mich zu meinem Morgenlauf im Wald befinde, sind für mich die erste Auffälligkeit. Viele sehen so liebreizend aus, dass mir eine späte Erkenntnis wieder deutlich wird: Es ist legitim Frauenschönheit zu verehren. Freilich, wer mehr mit ihnen vorhat, muss sich die Sache genauer überlegen. Dann geht es nämlich um die endlose Dynamik von Gefühlen, Lebensplanung, Konflikten und Charakterstrukturen. Dazu wird mir noch vieles einfallen.

Heute, beim Aufwachen vom Mittagsschlaf sah ich mich mit dem Gesicht eines kummervollen Ziegenbocks, den niemand lieb hat.

Zu welchen Zeiten war ich eigentlich am zufriedensten?

Mir fällt als erstes 1968/69 ein. Ganz abgesehen von den großen Ereignissen – Roman, Kennenlernen meiner Frau – meine ich einfach den Lebensrhythmus dazwischen.

Da ging ich tagsüber meiner Arbeit als bescheidener Sachbearbeiter nach und kam gegen Fünf nach Hause. Dort legte ich, im übertragenen Sinne, mein eigenes Mönchsgewand an und schrieb maximal eine Stunde.

Danach aß ich etwas, meistens erhitzte Fleischwurst und einen Kanten Brot (denn ich musste sparsam leben), zog mich um, joggte auf der Kaiserhöhe einige Runden, kam zurück, duschte, zog mich an, ging in der Eckwirtschaft 1-2 kleine Bier trinken, legte mich ins Bett, lagerte die Hände wohligh auf dem Bauch und versuchte, nicht zu schnell einzuschlafen, denn ich genoss diese wohlige Entspannung.

Alles durchtränkt von meditativer Ruhe, die ich jahrelang in ZEN-Sitzungen – ohne viel Buddhismus – erlernt hatte.

Ich werde an die Vergangenheit erinnert, als ich heute den folgenden Brief erhalte.

»Lieber Herr ...,

meine Mutter hat sich sehr über Ihre Geburtstagsgrüße gefreut. Den Satz, den Sie zitiert haben, hat sie schon in vielen Telefongesprächen mit ihren Freundinnen erwähnt – natürlich immer mit dem Hinweis auf Sie!

Sie hält sich tapfer – es gibt eben gute und schlechte Tage – oft ist die Vergangenheit präsenter als die Gegenwart. Bei dem wunderschönen Wetter am letzten Wochenende hat sie die meiste Zeit auf ihrer Terrasse verbracht und die Sonne genossen.

Es ist wirklich tragisch, dass der Freundeskreis schrumpft und die Möglichkeiten, sich zu treffen immer eingeschränkter werden.

Ganz herzliche Grüße an Sie und Ihre Frau N.N.«

Die Schreiberin könnte 70 sein, ihre Mutter, von der sie schreibt, 95. Die war 1941 die Leiterin einer NS-Frauengruppe in unserer Stadt – für Frauen ab 18.

Ein liebenswürdiges Mädchen, blond und mit »Klumpfe«. Ich habe ein Foto von ihr, da sitzt sie mit dem Instrument auf der Burgmauer von Schloss Burg.

Jetzt muss ich mich entscheiden, mit welchen Augen ich sie ansehe. Sie war ein freundlicher und naiver Nazi, was ihr Denken anbelangt. Sogar später sagte sie oft Dinge wie »Das hat man ja nicht gewusst«, »Wir hatten doch schöne Stunden, die Fahrten und so« und »Nicht alles war schlecht«.

Da ist nichts zu beschönigen. Sie war ein feineres Mädchen

mit dem diskreten Bewusstsein, dem gehobenen Bürgertum anzugehören, aber es ließ sich für sie ohne Schwierigkeit mit der herrschenden Ideologie vereinbaren. Ihre Eltern hatten eine Firma.

Aus dem gehobenen Bürgertum kamen andererseits damals die meisten Widerstandskämpfer. Beides war offensichtlich möglich.

Ich kannte die Bewunderte in den Monaten, in denen ich zum Hitlerjugendstandort abkommandiert war. Da hatte ich bereits mein gefährliches Geheimnis vor den Nazis zu verbergen.

Trotzdem fand ich sie schön. Wahrscheinlich dachte und fühlte ich eher pragmatisch, fernab von gesellschaftspolitischen Erwägungen. Gegen Prinzessinnen und Prinzen haben wir Leute aus dem Volk selten etwas einzuwenden gehabt, zumal wir durch die Brüder Grimm wissen, wie schön sie sind.

Sie war mit einem Marineoffizier verlobt, der bald mit seinem U-Boot im Atlantik versenkt wurde.

Mir gefiel sie, weil sie so ein gepflegtes, kluges, verständiges, gebildetes und schönes Mädchen war. Die fand man nicht alle Tage in meinem Umfeld.

Der Marineoffizier störte allerdings. Der offensichtliche, unabänderliche Qualitätsunterschied zwischen ihm und mir war frustrierend.

In meiner Feierabendfunktion auf der Pressestelle der Hitlerjugend, ich sechzehn Jahre, hatte ich mein Zimmer neben ihr. Wir begegneten uns selten. Dass wir angepassten Pressejünglinge und -Mädchen, die ab und zu fünf Zeilen über Sportfeste und anderes an die örtlichen Zeitungen gaben, in unserem Bereich ein herzlicher Freundeskreis waren, ein Dutzend Mädchen und Burschen in einer Nische der poli-

tischen Vereinnahmung, das ist wahr, aber Nazis, die Juden hassten und fremde Rassen unterdrücken wollten, das waren wir weder damals noch hinterher.

Das Jahr 1968 war ein gewaltiger Umbruch in meinem Leben. Ich hatte den Eindruck, dass ich nicht das Zeug für die Geschäftsleitungsebene hatte, teilweise mangelte es auch an bestimmten technischen Kenntnissen und, ich glaube, ich habe auch keine flinke Auffassungsgabe. Schreiben, das wollte ich, möglichst in Frieden leben, und abends meinen Freiraum haben.

Im August hatte ich das alles schon erreicht, verdiente 1000.- Mark weniger, hatte keinen Dienstwagen mehr und wohnte in einem kleinen Appartement. Ich denke nicht, dass ich damit Zufriedenheit erreicht hatte, aber die Angst, die mit dem Karrierestreben meistens verbunden ist, war verschwunden.

Das Romanmanuskript, an dem ich arbeitete, hatte ich einem Freund namens Karlheinz gezeigt. Als er es mir zurückgab sagte er nur: »Manchmal ein bisschen drög, nicht wahr?«

Das war nicht besonders ermutigend. In den folgenden Monaten habe ich nicht mehr geschrieben. Was ich neben der Arbeit durchhielt, war der regelmäßige Sport und einige Kontakte mit Frauen.

Und nun, im August, gönnte ich mir einen bescheidenen Urlaub im Teutoburger Wald. An anderer Stelle habe ich schon beschrieben, wie ich auf der Anreise in meinem VW-Käfer Herzkrämpfe bekam, anhielt und mich auf die Böschung des Straßengrabens hockte. Die Krämpfe ließen bald nach und ich konnte die Reise fortsetzen.

Ich erinnere mich noch an jeden Augenblick – mein Ho-



telzimmer, das Bett, die Atmosphäre dieser Pension, mein vorsichtiges Atmen, meine behutsamen Schritte in den Ort hinein, an den alten Arzt, der nichts hatte als ein Hörrohr und mir Belladonna verschrieb; meine ängstliche Vorsicht, Anstrengung und Erregung zu vermeiden, und an meine regelmäßigen, sehr langsamen Spaziergänge.

Und nun kommt der Augenblick, den ich nur unzureichend beschreiben kann. Es war eine nonverbale Erkenntnis beim Gehen, nämlich, dass ich einen grauen, schweren Sack auf dem Rücken schleppte, und dass ich diesen Sack fallen lassen konnte. Er enthielt das Festhalten an Sorgen, Grübeleien, Gier, Ängsten, er enthielt alles, was ständig meine Souveränität behinderte, mir die Freiheit und die Hoffnung nahm.

Alles, was dieser Sack enthielt, spiegelte sich in meinem Denken, Grübeln und Phantasieren wieder.

Und nun erfuhr ich das Loslassenkönnen, die Verweigerung des Grübelns. Es war ein fast körperlicher Ruck, mit dem diese Bewegung einherging. Es war, als ob ich ein neuer Mensch geworden wäre, und es änderte mein ganzes Leben und Schreiben blitzartig.

Alles kam anders, alles wurde anders, sogar die Schrift, und, vor allem, das Geschriebene ...

Jetzt, viele Jahre danach, 2014, sitze ich in der Sonne vor der nahegelegenen Bäckerei zusammen mit den zwei Landwirten. Der längere, Hermann, berichtet, dass er morgens die Hühner noch in Unterhosen füttert. Bisher legen die trotzdem noch immer klaglos ihre Eier.

Ich verabschiede mich, muss noch zum Schadstoffmobil fahren, das heute in der Nähe parkt. Unterwegs denke ich an die Polizei, die mich vielleicht einmal bei einem Fahrfehler

anhalten wird. Werden sie mich gleich nach meinem Alter fragen, und warum ich noch den Führerschein habe? Alte Leute dürfen sich die Fahrfehler nicht erlauben, die auch jüngere Leute machen.

Zuhause, beim schläfrigen Zeitungslesen, alarmiert mich das Telefon. Gottfried kräht vergnügt durch den Hörer, obwohl er wahrhaftig keinen Grund dazu hat. Er berichtet mir, dass zwei seiner Doppelkopfpartner nie von ihrer Kriegszeit sprachen.

Inzwischen hat er erfahren, dass sie in Russland bei Erschießungen dabei waren. SS-Kommandos erschossen Geiseln, Juden und Partisanen, die sich aufstellen mussten, auch Kinder darunter. Hinter den SS-Leuten standen die beiden mit einer ganzen Kompanie Wehrmachtssoldaten. Gottfried hatte nicht herausbekommen, aus welchem Grund sie dahinter stehen mussten. Aber dass die beiden Bauern nicht gerne darüber sprechen, ist verständlich.

Es ist das alte Problem: Das Ganze, nämlich der Staat, die Wehrmacht, sie sind böse, aber der Einzelne ist verantwortlich. Der rächende Gott des Alten Testaments hat ja auch manchmal das ganze Volk zur Verantwortung gezogen, aber so eine Art Befehlsnotstand wird es da ja auch gegeben haben.

Ich traf mich mit meinem Cousin, der, obwohl wie ich gealtert, dennoch manchmal sogar übermütig, aber immer betriebsam, weiterlebt. Er ist der einzige noch lebende Verwandte, mit dem ich eine gemeinsame Vergangenheit habe, darum bleibt er so kostbar für mich wie ein Solitär.

Das ist der Kern meiner Empfindungen von jenem Tag, als wir tief im Bergischen in der Mittagshitze in einem Biergarten zusammen aßen. Dieser Kern sagt, hier sitzen nicht

nur wir zwei, hier sitzen Dutzende von Generationen vor uns, aus deren Fleisch wir gemacht sind, deren Laster und Fähigkeiten wir geerbt haben, deren Lebenshorizont wir zu ahnen glauben – die Dienstmagd, die unehelich gebiert, der Metzgergeselle, der Schuhmacher, der Kunstmaler, der Maschinenschlosser, das Kindermädchen, die Packerin – und im Hintergrund primitive Dörflichkeit; aber alle blicken uns aufmerksam an und sagen: Ihr gehört zusammen wie das Kind zur Mutter. Und sie sagen auch, wir sind da, und Ihr mit uns, und darum seid Ihr in dieser schweigenden Mittagsstille für eine Stunde herausgenommen aus der Vergänglichkeit.

Es folgte ein Rundgang durch ein nahes Kunstmuseum, in dem wir die einzigen Besucher waren. Das Licht flutete durch die Räume, die aufmerksamen Blicke des Personals folgten uns.

Der Abschied geschieht wie jedes Mal in Hast. Ich halte vor einem Bahnhofseingang, eine trockene Bemerkung, er nimmt seinen Rucksack und steigt aus. Er fährt zurück in seine Heimatstadt, wo er als einziger Mieter allein im Dachgeschoss eines Hauses an einem Flussufer lebt. Er ist sein Leben lang allein geblieben.

Uns trennt nur eine Armlänge. Ich, der noch Bewegliche, stehe am Bett von Martin im Hospiz in Düsseldorf. Er war zeitlebens ein bekannter Kolumnist, aber jetzt ist er hier zum Sterben, und das sagt er auch. Was ihn tröstet, sind seine treuen Freunde, sagte er. Sie bilden immer noch seine Welt, sie besuchen ihn und rufen ihn an. Die menschenfreundliche Behandlung im Hospiz tut ihm gut, und er bekommt Morphium, wenn er es braucht. Hermann, mit dem ich hier bin, und ich versichern ihm, dass wir anrufen und ihn wieder besuchen werden.

Nur eine Armlänge trennt uns, nur Sekunden brauchte es, und ich könnte in seiner Lage sein. Und trotzdem kann ich dieses erschauernde Gefühl, wenn das Sterben Realität wird, nicht vorwegnehmen. Dennoch versuche ich, beim Weggehen die Hospizwelt um mich herum mit meinen Augen und Sinnen abzutasten.

Auf dem Gang gegenüber steht eine Zimmertür offen. Mir fällt ein, dass hier vor fünfundzwanzig Jahren Franz Zajonski gestorben ist, der eine Figur in einem meiner Bücher wurde. Ich habe ihn dort oft besucht.

Mit seiner Witwe Brigitte und Hugo, ihrem heutigen Mann, sind wir jetzt zu einer Tasse Kaffee verabredet. Die Vergangenheit steht vor mir, draußen, auf dem regennassen, grauen S-Bahnhof. Von Brigitte werde ich herzlich umarmt. Ich glaube, sie ist gerne in meinem Buch.

Und Franz Zajonski? Dieses Raubein, das seine Frau schlug, der Schlosser und Nachtwächter, der nach Größe gierte und Gedichte schrieb? Er war hier so still geworden wie heute Martin nebenan. Die letzten Worte, die ich von ihm hörte: »Ich spüre, dass es mir viel besser geht. Ich kann hier sicher bald weg.«

Er konnte.

Brigitte hatte Hugo, und Florian, ihren Sohn. Der fand auch nicht recht in die Wirklichkeit, erlernte keinen Beruf, sammelte die Einkaufswagen auf dem Supermarkt für kleines Geld ein, aß gerne und viel, bekam Diabetes. Aber er ist zufrieden und freundlich, und er hängt an seiner Mutter, an Brigitte. »Wenn du einmal stirbst, will ich auch nicht mehr leben«, hat er ihr geschrieben. »Nicht jeder ist wohlgeraten«, sagt Brigitte, »aber er ist lieb«.

Das finde ich wagemutig, was sie da sagt. Ich mag es. Florian hat das Schöpfergebot nicht erfüllt, war nicht fruchtbar

und hat sich nicht vermehrt, nicht sein Brot im Schweiß seines Angesichts verdient, sich nicht die Erde untertan gemacht. Aber ich würde ihn vermissen, wenn er nicht mehr da wäre, und seiner Mutter fehlte er erst recht – und vielleicht auch dem lieben Gott.

Schließlich rief ich noch den Cousin im Altersheim an. In meiner Altersgruppe habe ich nur Kranke, Sieche, Sterbende und Tote um mich. Er war sein Leben lang ein liebenswerter Sonderling. Ich sagte zu ihm: »Du hast es geschafft, in dieser vertrackten Welt ein Original zu bleiben. Das hat man ganz selten.«

Gestern, im Stehcafé, nannte Friederike S. (75, sie kommt auch ab und zu zum Frühstückskaffee hierher) die drei Kriterien, die ihr die Mutter für die Auswahl von Männern mit auf den Weg gegeben hat:

Wie war er zu seiner Mutter?

Wie fährt er Auto? Aggressiv? Zögerlich?

Hat er einen zu großen Kopf? Das erschwert die Geburt.

Die Anzahl der ohnehin gewohnten Verluste steigt wieder einmal. Alle paar Wochen stirbt jemand, den ich kenne. Es sollte mich nicht wundern, schließlich sterben fast alle, die noch übrig sind in meiner Lebensphase. Die Frau aus dem Nebenhaus sagte mir vor wenigen Wochen, dass sie sich im Hospiz angemeldet habe. Vor etwa vier Wochen zog sie dort ein, und vor ein paar Tagen ist sie schon gestorben. Zurück bleibt das von ihr mustergültig gepflegte Reihenhaus neben dem unseren, nicht so vorbildlichen.

Gesundheit, Krankheit und ständige Arztbesuche füllen die Tage der Alten, manchmal auch bei mir. Der mit mir gleich-

altrige Helmut im nahen Altersheim sagte zu mir: »Ich bin bereit. Bin sterbebereit.«

Vielleicht stellt er sich zwei freundlich blickende Engel vor, die an einer lichtumfluteten Pforte stehen. Zumindest wäre dies eine empfehlenswerte Vorstellung, ganz anders als diese abscheuliche Schlächterwirklichkeit, der die Delinquenten, unter ihnen Bonhoeffer, aber auch die Nazis aus dem Tribunal von Nürnberg, am Tage ihrer Hinrichtung entgegenblickten. Vielleicht ist es ein Trost zu wissen, dass diese Wirklichkeit, so wie sie entsteht und sich verdichtet, ununterbrochen wieder zerfließt.

Der schwerkranke Martin Goldstein beschäftigt sich damit. Vor drei Wochen sagte er zu mir: »Komisch. Fast alle Leute, die so herumlaufen, haben keine Ahnung, dass sich das physikalische Weltbild vollkommen geändert hat. Soviel ich weiß, gibt es eigentlich nur Energie, und dazu könnte auch das gehören, was wir Geist nennen.«

Bei Žižek las ich, dass unser Eigentliches (vielleicht Bleibendes?) die Bewusstseinsinhalte sein können, die jeweils unser Ich, das ja vielleicht nur gesellschaftlich definiert ist, erfüllen.

Das Thema stellt sich mir täglich in den Weg. Zwei Bekannten wurde die Blase entfernt. Der eine Fall war die nun verstorbene Nachbarin, die ich täglich durchs Fenster sah. Sie saß am Tisch und las in einem Buch, das die Bibel sein musste.

Der andere ist ein besonders freundlicher, weicher und liebevoller Mann, von dem ich mancherlei Aufmerksamkeiten erfuhr.

Mit denen sparte er auch heute am Telefon nicht. Ich hatte

ihn angerufen, um ihn zu fragen, ob er am nächsten Tag ins Krankenhaus gefahren werden wollte. Nein, das tue seine Frau.

Zwei Stunden später saß ich selbst vor der Türe eines Röntgenzimmers und wartete auf das Ergebnis, das mir der Arzt herausbringen sollte. Wenn es gut sein würde, bedeutete es nur, dass ich zunächst nicht an dieser – einer von hunderttausend möglichen – Krankheit sterben würde.

Und wie? Ich probierte es in meiner Vorstellung, aber ich merkte wie immer, man konnte sich nicht auf das Schicksal vorbereiten. Yehudah in Tel-Aviv sagte einmal zu mir: »Man kann es nur verdrängen. Auch den Tod kann man nur verdrängen. Wie will man sonst leben?«

Es klingt überzeugend, aber ich will mich nicht damit abfinden. Es muss etwas anderes geben. Mein Freund, der Pastor, sagte einmal: »Wen Gott anblickt, der ist geheilt.«

Der Tag heute hat bisher drei bleibende Eindrücke gebracht. Ich fange mit dem Vormittag an, wo ich im Stehcafé erfuhr, was einen Mann ausmacht. Jemand am Tisch, ich glaube, es war einer der Installateure, sagte über einen Abwesenden: »Der hat ja keine Eier.«

Allein zu diesem Ausdruck lässt sich eine Menge sagen. Nämlich auch, dass ich ihn nicht mag, obwohl er heutzutage manchmal als volkstümlich modern gilt. Aber ich bilde mir als geläuterter Moralist ein, dass es hier nur scheinbar um ein bloß körperliches Tabu geht. Der Intimbereich, den wir schützen wollen, gehört eben auch zur persönlichen Freiheit.

Als diskussionsfähig und -würdig möchte ich jedoch die Behauptung aus der Frühstücksrunde betrachten, dass man einen Mann daran erkenne, dass er nicht zu viel Milch in seinen Kaffee gieße, nicht gleich bei einem Symptom zum

Arzt renne, sich ruhig ein Bierchen und eine Zigarette gönne und sich nicht mit Philosophie und solchem Zeug abgebe.

Ich habe zustimmend genickt und weiter in meiner Zeitung gelesen. Als ich noch sehr jung war, wollte ich damit als Mann wirken, dass ich sehr aufrecht ging, wenn ich daran dachte; aber ich habe zu selten daran gedacht. Wahrscheinlich habe ich noch andere Dinge versucht, aber es ging wohl nicht immer um Männlichkeit. Eigentlich wollte ich alles werden. Wie Zettel im »Sommernachtstraum« von Shakespeare, der rief: »Lasst mich den Löwen auch spielen.«

Ich bezeichne das Gespräch über Männlichkeit hier einmal als nachdrücklichen Vorfall Nummer zwei, während es bei Nummer drei um viel Einprägsameres geht, nämlich um die Verabredung mit Britta.

Die kenne ich von einem Gespräch her, dass wir miteinander vor Jahren bei einer Veranstaltung hatten. Danach hatte sie mir zwei oder dreimal eine Nachricht geschickt, sie sei dann und dann in unserer Stadt, und ob wir uns treffen könnten.

Die Treffen kamen aus Zeitgründen nie zustande, aber diesmal konnte ich zusagen, und ich fand sie unter einem Sonnenschirm vor einem Café in der Stadtmitte.

Es war ein regennasser Sommertag, wir waren die einzigen Gäste, und wir begrüßten uns mit freundlicher Selbstverständlichkeit. Nun ja, muss ich sagen, dass sie sicherlich ein gewisses Interesse an so einem Treffen hatte? Wahrscheinlich konnten weder sie noch ich dieses Interesse definieren. Ich weiß aber, dass es einen deutlichen Namen für den Hintergrund solcher Interessen gibt.

Ich hatte bald eine Meinung über Britta, eine hübsche Frau mit einem kindlichen Ausdruck im Gesicht, einige Jahrzehnte jünger als ich. Einen Freund habe sie, Physiklehrer,



mehrere Menschen konnte man vielleicht gleichzeitig lieben, die Direktorin ihrer Schule, in der sie als Englischlehrerin unterrichtete, sei doch ziemlich streng, sie selbst sei spontan und folge oft plötzlichen Einfällen, auch eine Gesprächstherapie habe sie mitgemacht. Und, wenn sie jemanden interessant und bemerkenswert fände, dann sei sie fähig, ihm auch plötzlich eine SMS zu schicken, und das könne man doch vielleicht machen?

Ich sagte zum Abschied vorsichtig, wenn ich etwas von gemeinsamem Interesse fände, würde ich mich sofort melden, zu irgendwelchen Freizeitaktivitäten komme ich seltener, aber sie könne sich darauf verlassen, ich würde mich melden.

Beim Abschied standen wir draußen vor dem Café. Ich schaute auf ihre bloßen, kräftigen Beine, die zuverlässiger wirkten als ihr unruhiges Gemüt.

»Darf ich Sie umarmen?« fragte sie.

Statt einer Antwort umarmte ich sie, verbunden mit einem kurzen Kuss auf ihre Stirn. Ich fühlte ihre weichen, warmen Oberarme und ihre Brust an meiner.

Frauen fühlen sich wundervoll an, dachte ich.

Abends dachte ich noch mehr. Ist es nicht immer falsch, entgegengebrachte Zuneigung zurückzuweisen?

Bestimmt ist es falsch, aber was tun? Es gibt eben Erfahrungen, die dafür sprechen. Ich werde mich nicht damit aufhalten, über den Altersunterschied zu theoretisieren, auch nicht über mögliche Prognosen einer solchen Affäre nachdenken; nicht einmal viel Trauer über die Vergänglichkeit solch süßer Augenblicke zulassen; auch nicht Stolz darüber, dass ich für Minuten alle Alte-Leute-Vorurteile widerlegen konnte. Auch auf Männerfantasien habe ich verzichtet.

Ich schlafe halt zu gerne abends sorglos und ohne Nervosität ein.

Danach ist das Leben weitergegangen. Das Märchen ist mir eingefallen, nach dem der Bursche, der einmal echte Liebe zurückwies, nie mehr echte Liebe fand, aber Philemon und Baucis sahen bei diesen Gedanken zweifelnd zu. Das reicht mir bis jetzt für das Gefühl, mich richtig verhalten zu haben...

Danach gab es Gespräche mit den Töchtern. Ich hatte, denke ich, weise Gedanken zur Erziehung; nämlich, dass man meistens versucht, den Erziehungsobjekten beizubringen, Wünschenswertes zu tun und Unerwünschtes zu lassen. Das ist falsch, dachte ich. Man muss nur im Umgang darauf hinwirken, nicht zuletzt durch Vorbild, dass sie es tun oder zu tun wünschen.

Daraufhin verkniff ich mir beim letzten Gespräch Tadel und Ratschläge, sondern sah zu, dass es völlig verletzungsfrei verlief. Erstaunliche Entdeckung: Es fiel mir nicht leicht, einiges nicht zu sagen. Das bestätigt meinen Verdacht, dass vieles gesagt wird, weil einem Erzieher viel daran liegt – er hat etwas davon. Sieh an, sieh an!

Ich notiere zum wiederholten Male, dass ich in meiner Altersgruppe fast ausnahmslos mit Kranken und Siechen zu tun habe.

Mein Vetter im Altersheim gehört mit seinem Parkinson dazu. Ich musste für ihn die Freundin anrufen, die in einer fernen Stadt gerade ihren Vater beerdigte. Sie war vor etwa vierzig Jahren seine Freundin, sie selbst ein eigenwilliger Mensch, aber nicht so eigentümlich wie er.

Er ist ein schlesischer Knorz, versteckt, angstgejagt, unfähig, sich einem Menschen völlig anzuvertrauen. Aber seine Anhänglichkeit an sie besteht weiter.

In einem Film würden mir die Tränen kommen, wenn ich

ihn mit zitternder Hand am Fenster stehen sähe, und sie in einem fremden Land in einem Haus, in dem sie mit Kindern und Mann wohnt.

Auch sie hat einen Weg genommen, den niemand vorhergesehen hat, sie ist »clown doctor« geworden. Sie geht spaßmachend durch die Krankenzimmer, und er zittert am Fenster.

Dabei konnte ich mir damals durchaus vorstellen, dass sie zueinander finden würden.

Tut mir leid, aber es geht schon wieder um Krankheiten. Ich war zu einer jährlichen Kontrolluntersuchung bestellt, der Arzt untersuchte mich, tat sogar mehr als seine Krankenkassenpflicht, wir unterhielten uns angeregt, hatten nämlich gemeinsame Bekannte, und dann fragte ich nach einigen gefürchteten Ergebnissen von Röntgenuntersuchung und Blutbild.

Die Ergebnisse waren atemberaubend gut, vor allem bei einem fast Neunzigjährigen. Ich war ziemlich fassungslos, zog mich wieder an, hüpfte hinaus, vorbei an den Mädchen in weißen Kitteln, die wir früher despektierlich »Karbomäuschen« nannten, schwebte weiter zum Auto, vergaß keinen Augenblick das Gefühl der Dankbarkeit, aber ich wollte sagen:

»Hey, Gott. Nochmals Danke. Aber was ist mit den anderen? Den gepfälten Bauern, deinem Botschafter am Kreuz, meiner Mutter, was ist mit denen? Darf ich so tun, als gäbe es sie nicht, die Freunde mit COPD, die keine Luft bekommen, die mit ALS, die auf allen Vieren die Treppe hochkriechen, die alte Freundin in der psychiatrischen Anstalt, die weiß, dass sie immer nur im Kreise herumredet, den Freund im Hospiz, der anscheinend als Einziger von uns keine Angst

mehr hat? Und wie sollen die dankbar sein? Oder ich für sie? Ich verstehe dich schon, wir sollen uns nicht nur bei deinen guten Gaben aufhalten, wir sollen für Übergreifendes dankbar sein – aber daran sieht man, wie unendlich schwer ein ernstzunehmender Glaube sein muss. Das muss ich mir doch alles noch einmal gut überlegen.«

Ich kenne auch die Antwort, die mir unser Superintendent, dem ich manchmal im Schwimmbad begegne, geben würde. Er ist ein versierter Theologe.

Ich bin keiner, aber ich habe einiges gelesen. Und trotzdem habe ich ihm einmal sagen müssen, dass wir Poeten die Empfindungen von Menschen schildern, und nicht den Trost, den die Theologie anbietet. Ich habe es ihm positiv angerechnet, dass er mir zugestimmt hat.

Jetzt werde ich mich erst einmal zu beruhigen versuchen und sehen, was für Lehren ich aus den heutigen Erlebnissen ziehen muss. Und ich muss den Koffer für eine kleine Ferienreise packen. Nach der heutigen Überraschung schein ich dafür wieder Zeit zu haben.

Auf meine Frage an da oben ist noch keine Antwort eingetroffen. Dankbarkeit ist geblieben, die ich festzuhalten versuche. Das Leben selbst drängt sich aber mit mächtigen Bildern dazwischen: Meine Frau und ich vorhin auf dem sonnigen Friedhof unter einer großen Anzahl von Trauernden. Wir haben die Nachbarin beerdigt und sie beim Leichenschmaus in der nahen Kirche gefeiert. Der Tod ist keine Katastrophe, wenn er nicht uns und unseren Lieben passiert. Auch bei sehr alten Menschen denkt man etwas lässiger darüber. Recht besehen, gilt das natürlich auch für mich.

Es passiert aber soviel Unerwartetes, dass all dieses Her-

umdenken über das Leben obsolet wird. Morgen früh werde ich alter Kerl mit meinem Auto den reichen Chirurgen abholen, der vor achtundzwanzig Jahren an meiner Operation beteiligt war. Er ist fünfundzwanzig Jahre jünger als ich, aber das Schicksal hat es gewollt, dass er auf dem Höhepunkt seiner Erfolge einen Schlaganfall hatte und nun halbseitig gelähmt ist. Und eben dieses Schicksal hat uns vor kurzer Zeit freundschaftlich zusammengeführt. Wir werden zusammen Kaffeetrinken fahren. Er hatte eine glänzende Laufbahn und wohnt in einer Villa. Bei mir ist das nicht ganz so. Aber was zählt das jetzt?

Heute Morgen habe ich zum soundsovielten Male den bekannten Vers vor mich hingemurmelt:

»Wenn einer, der mit Mühe kaum,  
geklettert ist auf einen Baum,  
schon meint,  
daß er ein Vöglein wär,  
so irrt sich der.«

Anlass, diesen Busch-Vers aufzusagen, gibt es häufiger als wir alle denken. In meinem Falle ging es darum, gegen die Illusion der Fast-Unsterblichkeit anzutreten. Bei einem Morgenkaffee in der Nähe habe ich meinem Freunde erklärt, warum die ZEN-Regel, an nichts anzuhafte, ein gutes Mittel gegen jede Form von Allmachtswahn ist.

Helfen kann auch die Nähe zum Konkreten und Sinnlichen. Irgendwo habe ich gelesen, dass wir den Tag dazu nutzen sollen, uns an der Welt zu erfreuen (ist kein Widerspruch zur ZEN-Regel, meine ich).

Das Erfreuen gelang mir ein bisschen: Ich fühlte warmen Sommerwind in meinem Gesicht, strahlende Welt um mich,

mächtige Wipfel, die sich mir väterlich zuneigten, die beruhigende Sanftheit eines Friedhofs, an dem ich vorbeikam, in der Nähe die gedämpften Straßengeräusche des Samstagmorgens.

Ich weise empört den Vorwurf eines eingebildeten Feindes zurück, der behauptet, ich fantasiere mir eine Welt zurecht, die beseelt sei.

Was für ein Ignorant du bist, sage ich, wo wir eins sind, macht es doch keinen Unterschied, wo die Beseeltheit stattfindet!

Ich weiß nicht, ob es mir gelingt, den Kerl zu überzeugen. Ich habe einen Freund, der ein militanter Atheist ist. Der glaubt mir auch kein Wort.

Vor dem Schlafengehen kommt noch eine Nachricht von Schapur, einem persischen Freund, aus dem PC an, so richtig fernöstliche Weisheit:

»Die Unruhe behauptet, dass etwas geschieht. Aber erst in der Ruhe erfahren wir, dass nichts geschieht.«

Unterwegs erinnere ich mich, dass ich beim Schuhzuschnüren an die Vergangenheit dachte, weit zurück an mein Jahr in der Hitlerjugend 1940, und dass es da auch schon ein Liebesleben gab, nur ganz anders als heute.

Wir waren zwischen sechzehn und achtzehn Jahre alt; wir, das war die Theaterspielschar der Hitlerjugend, von deren Angehörigen man sagen kann, dass sie sonst nirgendwo hinein gepasst hätten. Wir spielten damals »Peter Squenz« aus dem Sommernachtstraum und ein Stück über Schlageter, der in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg Anschläge auf Kohletransporte nach Frankreich verübte und von den Franzosen in der Golzheimer Heide erschossen wurde.

Nicht darüber dachte ich nach, sondern über die vielen kleinen Liebesverhältnisse und Anbahnungen zwischen uns, und dass es, sehr oberflächlich gesehen, eine Art von politischer Befehlshierarchie über uns gab, die in dieser Altersgruppe aber noch keine fühlbare Rolle spielte; jedoch im Hintergrund gab es eine starke, aber unsichtbare Gesellschaftsordnung, es gab immer noch Bildungsschichten, und vor allem gab es Einkommensschichten, und das alles zeigte sich schließlich unverhüllt bei der Partnerwahl.

Wir hatten ein sehr schönes, vitales Mädchen unter uns (ich glaube, sie hatte kaum schauspielerische Begabung), deren Vater mehrere Geschäfte besaß. Ihr Freund, den wir gar nicht erst kennenlernten, war der Sohn eines reichen Restaurantbesitzers. Da stimmte die Auswahl also schon.

Trotzdem ließ sie sich zu einer Verabredung mit Kurt, einem Freund von mir aus der Nachbarschaft, herab. Er durfte sie zu Hause treffen, in der Wohnung ihrer Familie in der Stadtmitte. Kurt erzählte mir alles.

Es war ein nebeliger, gedämpfter Sonntagnachmittag, er war allein mit Margret, sie ließ sich einige Zärtlichkeiten gefallen, mehr nicht. Am Ende ging Kurt mit einer Mischung aus Enttäuschung und Verzauberung nach Hause. Es kam zu keinen weiteren Verabredungen.

Nach dem Kriege heiratete das Mädchen natürlich innerhalb seiner Einkommenschicht, einen Ordinarius der nächstgelegenen Universität. Ihr erster Verlobter, ein Fliegeroffizier, war über dem Mittelmeer abgeschossen worden.

Ich lese oft von Menschen, die so oder so plötzlich zu Tode gekommen sind. Meine Fantasie versucht dann immer, sich ihre letzten Minuten vorzustellen, so auch die dieses Offiziers, der, vielleicht verblutend, mit seiner Maschine ins Meer eintauchte und gurgelnd in der Tiefe verschwand.

Mein Jahr 1939 hatte den ersten triumphalen Höhepunkt, als ich die Realschule abschloss. Ich hatte auch eine Geschichtsarbeit abgeliefert, eine Abhandlung über Otto I., von der mein Geschichtslehrer beeindruckt war. Zwar hatte ich nichts über Geopolitik geschrieben, die seine Leidenschaft war, und wir glaubten damals alle, wenn auch oberflächlich, dass alles, was in der Weltgeschichte vor sich geht, davon abhängt, ob ein Volk mit diesem Fluss oder jener Grenze leben kann, ob eine Ebene die Feinde anlockt oder nicht, ob hier ein ideales Aufmarschgebiet ist oder dort – obwohl mich diese Theorie nicht zu einem Aufsatz inspiriert hatte, war er mit meiner Arbeit zufrieden. Die Geopolitik war damals eine Theorie, die wichtig genommen wurde.

Zufrieden schien auch das jüdische Ehepaar in der Etage unter uns, das mich bei meinem Heimkommen oft herein rief, wenn meine Mutter bei ihm saß und sich mit ihnen unterhielt. Ich begriff nicht, dass Herr Rosenberg nie mehr Arbeit finden würde, wusste nicht, was man ihm in dem halben Jahr angetan hatte, in dem er wegen des Versuchs, die holländische Grenze zu überschreiten, in ein Konzentrationslager eingeliefert worden war. Die Angst hatte seine Lippen versiegelt, und nicht einmal das wusste ich.

Die Kessel des Winterhilfswerks – für die Armen organisiert – rauchten.

Flaggen sah ich bei jeder Gelegenheit. Ich fühlte mich so recht als Zivilist, weil sich niemand darum kümmerte, dass ich nicht beim Jungvolk antrat, wo ich seit einem Jahr nicht mehr erschienen war – eine harmlose Geschichte, wegen der ich einfach beleidigt weggeblieben war. Nicht etwa als Widerstandskämpfer, einfach mir zuliebe.

Ich fühlte mich sicher. Nichts konnte mir in so einem



starken Land passieren, in dem die Regierung immer recht hatte, immer das Richtige wusste und immer das Richtige tat. Mir begegnete niemand außerhalb unserer Familie, der anderer Meinung war.

Ich hatte bei Schulzeitende bereits eine Lehrstelle in einer Industriefirma, einer erfolgreichen Firma, zugesagt bekommen. Ich denke, ich hatte das Gefühl, dass es von nun an ewig aufwärts gehen würde, selbst wenn hier und da versehentlich jemand starb.

In der Firma wurde ich mit Vornamen und »Sie« angesprochen, trug einen grauen Kittel bei der Arbeit an einer Kartei. Nach einiger Zeit durfte ich manchmal kurze Mitteilungen, es waren fast nur Informationen über Termine, sie wurden dann im Schreibsaal von einer der etwa fünfzig Schreiberinnen getippt – auf ein heute unförmig wirkendes Aufnahmegerät sprechen. Dies geschah in einer sehr engen Diktatkabine, in der in dringenden Fällen, und die gab es oft, eine Schreibdame persönlich erschien, um wegen irgendetwas rückzufragen. Da soll es häufig zu angenehmen körperlichen Berührungen gekommen sein.

Den Nationalsozialismus fand ich beim langsamen Erwachen aus der Kindheit vor wie ein Fisch das Wasser, in dem er schwimmt – Nationalsozialismus war überall, die meisten Leute waren in irgendeiner Organisation, zumindest waren sie registriert, und alles, alles, die Zeitungen, die Schulen, die Betriebe, standen in irgendeiner Beziehung zur Allmacht von Staat und Partei, waren darauf ausgerichtet.

Die Macht Hitlers und seiner Partei war in ein Land eingedrungen wie das Blut in die Mikrogefäße. Sie war allgegenwärtig. Fast war es für mich, als ob es so immer schon gewesen wäre.

Ich und alle anderen, wir hatten glücklich zu sein, denn seit Menschengedenken war die Welt nicht in Ordnung gewesen – ausgenommen bei den alten Germanen mit ihrem Met – und nun war sie in Ordnung, wenigstens in unserem Land.

Meine Eltern waren gegen diesen Staat, was mir seltsamerweise nicht auffiel. Vielleicht, weil ich die beiden ja schon ziemlich lange kannte, vielleicht auch, weil sie friedfertige, bescheidene Leute waren, nicht zuletzt deshalb, weil meine Mutter ihr besonderes Problem hatte. Mein Vater war alter Gewerkschaftler und Sozialdemokrat, meine Mutter hatte damals von ihr und Vater geheime Gründe. In ihrer Ahnenreihe war jemand mit großer Wahrscheinlichkeit »nichtarisch« gewesen. Und, wie auch immer, Widerständler sahen anders aus, hatten zumindest mehr Selbstbewusstsein.

Von diesen individuellen Problemen einmal abgesehen, denke ich gerade, dass die meisten aus dieser Zeit den allgemeinen Eindruck des Landes schildern würden wie ich. Aber schildern wir damit unsere persönliche Wirklichkeit von damals? Erfüllten uns und mich während des Tages nicht ganz andere Impulse und Gefühle? Wie angesehen war ich, fanden mich andere auch so großartig wie ich mich selbst? Begriffen die Eltern nicht, dass sie sich mir gegenüber völlig falsch verhielten, dass sie rückständig waren? War es denkbar, dass sich Gerda, Waltraud oder Marga von mir einladen ließen? Und so fort. Narzissmus schwellte die Brust.

Freunde waren wichtig, an ihnen erfuhr ich mein eigenes Vorhandensein. Der eine trug verbotene katholische Kirchenblätter aus, der andere, Paul Pörtner, hörte englische Sender und mochte deren Musik, aber keiner vermutete Gefahr da-

bei, bis ein Jahr später unser Deutschlehrer wegen Kritik am Horst-Wessel-Lied verhaftet wurde.

Zu dritt schrieben wir einen Brief für ihn an die Polizei oder das Gericht, ich weiß nicht mehr, wurden gleich darauf von der Gestapo als Verdächtige verhört. Heute denke ich, dass es nicht ungefährlich für uns war.

Aber wir entzogen uns ohnehin bald der Macht des Staates und meldeten uns freiwillig zur Luftwaffe. Den NS-Staat und seine Funktionäre vergaßen wir völlig. So verborgen muss sich Gottfried Benn gefühlt haben, der sich auch der drohenden Macht des Staates durch seinen Ausweg in die Wehrmacht entzog.

Und auf einmal war Krieg. Ich, gerade als Lehrling eingestellt, stand mit Hunderten von Betriebsangehörigen auf dem Fabrikhof, und der Firmeninhaber verlas die offizielle Erklärung zum Kriegsbeginn am 1. 9. 1939. Die deutschen Truppen waren in Polen einmarschiert. Mir missfiel, dass es solche Dinge auf der Welt gab, daran erinnere ich mich, aber ich kam nicht auf den Gedanken, dass dies alles von einer verbrecherischen Regierung unnötig angezettelt worden war. Aus den Radios erklangen Fanfaren und Marschmusik. Mein Abteilungsleiter zeigte mir auf der Landkarte, wo überall es für die unbesiegbaren deutschen Truppen möglicherweise etwas zu erobern gab. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen vor Begeisterung, und ich nickte ergeben.

Was heute gerne nicht erwähnt wird: Lust glitzerte überall in den Ritzen dieses Unrechtsstaates. Sie glitzerte bei den Bildern von »Kraft durch Freude-Reisen« nach Norwegen, bei Aufmärschen, Lob, Anerkennung, Auszeichnung; bei Rückkehr der Jungen mit Tornister von Fahrt, Zeltlager, Jugendherberge, fröhlichen Leuten beim Erbsensuppenessen

fürs Winterhilfswerk, keulenschwingenden BDM-Mädchen im Stadion, winkenden Männern mit nacktem Oberkörper beim Autobahnbau, haarknotenbewehrten jungen Frauen bei »Glaube und Schönheit-Gymnastik« oder beim Nähen und Kochen und Betreuen – alles so dargestellt, als hätten Hitler und seine Leute es erst erfunden.

Und wiederum: Was hat der Kleine, der ich war, ganz tief innen empfunden? Wahrscheinlich doch Angst vor den Mächten, denen jeder ausgeliefert war. Eine Ahnung, dass mir mein Leben nicht gehörte, dass ich mir keine Ziele setzen konnte. Bald würde auch ich Soldat sein. Vorstellungen von dem Un-erträglichen, das Menschen ab nun einander zufügten, fehlten. Es wurde marschiert und gesiegt.

Erst später erschienen die ersten Todesanzeigen über Gefallene in den Zeitungen. An Sonntagnachmittagen saßen gleichaltrige Freunde und Freundinnen und ich bei Limonade im Café an der Königstraße, sonntäglich gereinigt und angezogen, und noch immer konnte sich keiner vorstellen, wie es ist, wenn man verwundet, verstümmelt oder geschlagen wird. Und wie sich Todesangst anfühlt. Und wie klein dann fast jeder wird.

Genug Verstand und Wissen hatte ich damals nicht. Aber eine Ahnung hatte ich schon, dass man sich mit dieser Welt, so wie sie ist, nicht abfinden kann.

Am Abend erscheint eine SMS im Handy: »Ich habe dich mit meiner SMS vom 25. beleidigt. Dafür entschuldige ich mich.«

Sie stammt von einem Freund. Trotz allem Herumklicken finde ich keine solche SMS und funke zurück: »Nix gefunden. Bin vorsorglich beleidigt.«

Eigentlich ganz gut, dass ich nichts finde. Die Beleidigung fehlt mir nicht.